

Sachdokumentation:

Signatur: DS 1666

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/1666



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.

Newsletter vom 11. 11. 2018

Inhalt

Hat die Schule Zeit für wesentliche Bildung?	1
Bildung braucht „scholé“	3
Was man von Schwedens Schule lernen kann.....	5
Höchste Zeit für eine Denkpause	6
Ein Etappensieg der pädagogischen Vernunft.....	7
Deutsch lernen im Geschichtsunterricht.....	9
In Nidwalden ist der «schbas» vorbei.....	10
Kinder haben ein Recht auf korrekte Schulung.....	12
Zuschriften	13
Integrative Schule: «Die Qualität der Volksschule ist in Gefahr»	15
Schulinseln sorgen für ruhigere Klassenzimmer.....	15
Eine Insel für Verhaltensauffällige	16
Integration in der Schule	18
«Nicht akzeptierbares Verhalten ist ein Problem des ganzen Schulhauses».....	19
Veranstaltungshinweise	21
Was ist Bildung? Von welcher Lebensschulung profitieren unsere Kinder	21
Bildungspolitik auf dem Holzweg?	22

Hat die Schule Zeit für wesentliche Bildung?

Unsere Gesellschaft ist im Umbruch. Das spürt man an allen Ecken und Enden. Die Welt wird digitalisiert, globalisiert und immer breiter informiert. Es mangelt nicht an grossen Zukunftsvisionen, die einen neuen Lebensstil verkünden. Zeiten des Umbruchs sorgen aber auch für viel Unruhe und lösen Ängste aus. Der schnelle Austausch von Informationen und Meinungen verläuft leider kaum noch so, wie es sich die innovativen Erfinder des weltweiten Netzes vorgestellt haben. Die Kurznachrichtenflut deckt viele Menschen fast zu, sodass sie mit dem Beantworten der Botschaften kaum noch

nachkommen. Dazu kommt ein **riesiges Informationsangebot**, bei dem es schwierig ist, die Spreu vom Weizen zu unterscheiden. Besonders für die von den neuen Medien faszinierte jüngere Generation ist es alles andere als einfach, einen souveränen Umgang mit den vielen News zu finden.

Wie immer in solchen Fällen, ist es die Schule, die Abhilfe schaffen soll. Überforderte Eltern, deren Kinder täglich stundenlang im Netz sind, atmen auf, weil jetzt das Fach Medienkunde eingeführt wird. Neben der Vermittlung von digitalen Grundtechniken soll das neue Fach auch eine kritische Distanz zum Medienangebot schaffen, indem es die Kinder zu **kritischen Medienkonsumenten** erzieht. Ein grosses Ziel!

Doch so einfach geht das nicht. **Der Weg zu einem kritischen Urteilsvermögen ist lang.** Das Verstehen wichtiger Zusammenhänge basiert auf einer soliden Allgemeinbildung und setzt gute muttersprachliche Kenntnisse voraus. Doch in beiden Bereichen ist die Lektionenzahl knapp geworden, weil andere Fächer wie die Fremdsprachen mehr Platz beanspruchen. Schüler, die im Fach Geschichte nur rudimentär mit den grossen politischen Themen des 20. Jahrhunderts konfrontiert werden, haben zweifellos Bildungsdefizite. Dieses Manko primär den Lehrpersonen anzulasten wäre aber verfehlt. Wie soll ein ertragreicher Geschichtsunterricht gestaltet werden, wenn nur noch eine Wochenstunde für das Fach gewährt wird?

Das aktuelle Bildungsprogramm des neuen Lehrplans befindet sich in einem **Widerspruch zwischen grossen Bildungsversprechungen und dem Zeitbudget der Lektionentafeln.** Es ist ein Irrtum zu glauben, der Bildungsausput könne wie bei neuen Computermodellen von Jahr zu Jahr gesteigert werden. Gute Bildung braucht Zeit und pädagogische Musse, wenn sie gelingen soll. Wir müssen uns entscheiden, wo wir die Hauptakzente setzen wollen und was weggelassen werden kann. Medienkunde hat eine gewisse Priorität. Aber ohne einen **sorgfältigen Aufbau des Basiswissens in Mensch und Umwelt** bleibt das Fach isoliert und wenig wirksam.

Was für die Medienkunde gilt, kann auch auf andere Unterrichtsbereiche übertragen werden. **Weniger ist mehr.** Gründliche und gut vernetzte Bildung ist nachhaltiger als jedes noch so bunte Bildungsprogramm, das auf die Erfüllung vielfältiger Versprechungen angelegt ist. Kinder und Jugendliche sollen Wesentliches lernen und sich mit spannenden Themen auseinandersetzen können. **Aber sie dürfen nicht durch die Bildungslandschaft gehetzt werden.**

Liebe Leserinnen und Leser, der aktuelle Newsletter nimmt die Frage auf, **worauf es beim Lernen ankommt** und welche Inhalte eine zentrale Rolle spielen. Mit dem erhellenden Startbeitrag von **Carl Bossard** werden Sie gleich mitten ins erwähnte Thema geführt. Es geht dann weiter mit Erkenntnissen aus gescheiterten Schulexperimenten in Schweden und mit einem Beitrag über die Bedeutung des Geschichtsunterrichts für das politische Urteilsvermögen. Weitere Schwerpunkte bilden die Schulinseln für verhaltensauffällige Schüler sowie das höchst umstrittene Schreiben nach Gehör.

Werfen Sie einen Blick hinein, lassen Sie sich ein Stück weit mitführen und melden Sie uns, was Ihnen gefallen oder allenfalls missfallen hat. Wir freuen uns über Rückmeldungen.

Für die Redaktion «Starke Volksschule Zürich»

Hanspeter Amstutz

Bildung braucht „scholé“

Journal21, 3.11.2018

Von Carl Bossard

Eile und Hektik halten Einzug in die Schule – und mit ihnen der Effizienzimperativ. Doch Lernen lässt sich nicht beschleunigen. Schule braucht Zeit. Eine Erinnerung an ihren Ursprung.

Die Schule hat einen wunderschönen Namen. Er stammt aus dem Altgriechischen. Aristoteles' geschliffener Begriff müsste Programm sein: scholé, was so viel wie Musse heisst.¹ Die Schule, die scholé, wäre jener Ort, an dem sie noch möglich sein müsste, eine gewisse Musse. Ein Ort, an dem man füreinander Zeit hat und einander zuhört, zueinander findet und sich aneinander reibt, miteinander lernt und gemeinsam zu Neuem unterwegs ist. Das ist der tiefe Sinn von Schule. Bildung basiert auf scholé. Lernen kann man nicht beschleunigen. Lernen kennt keine Autobahnen, keine Schnellstrassen und keine abgekürzten Routen oder gar Überholspuren. Da gelten Feldwege und da gehören Bergpfade dazu. Manchmal auch Unterholz und Dickicht. Und natürlich Umwege. Darum braucht Lernen Zeit. Eben: scholé!

Intensives Wiederholen gegen das Vergessen

Was prägen und bleiben soll, muss zum Erlebnis werden. Was trainiert und automatisiert sein will, muss erarbeitet werden. Das weiss jede Sportlerin, das ist jedem Musiker bewusst. Für beides ist Ver-Weilen nötig. Doch Weile braucht Zeit. Aus der Lernpsychologie wissen wir, dass der Mensch um die sechs bis acht Wiederholungen braucht, um eine Information vom Kurzzeitgedächtnis ins Langzeitgedächtnis zu bringen. Ohne Wiederholungen nimmt das Vergessen seinen unerbittlichen Lauf. Der Moment des Vergessens beginnt im Moment des Merkens.²

In der beschleunigten Bildungspraxis gehen solche Einsichten allzu schnell vergessen; dabei wären sie aufgrund zahlreicher psychologischer Studien erwiesen.

Für alles zu wenig Zeit!

„Ich hetze und hechle von einem Inhalt zum andern und komme mit meinen Schülern kaum zum Vertiefen, zum Üben schon gar nicht“, klagte mir ein Junglehrer. Er ist nicht allein. Wer in Lehrerzimmer und Schulen hineinzoomt, hört immer wieder ähnliche Stossseufzer: kaum Rast, stets die Last der Hast, Dauerdruck und Zeitzwang. Zur Resonanz, zum Nacherleben, Nachdenken, Nach-Gespräch bleibe im Nonstop-Programm des Lehrplans kaum mehr Raum. Selbst zum Erzählen einer guten Geschichte fehle das Gefäss. Zu vieles müsse in zu wenig Zeit durchgenommen sein. Die Phasen des Repetierens und Automatisierens kämen zu kurz. Manches bleibe darum an der Oberfläche.

Ein dichtes Pensum und gedrängtes Programm stehen dem Erkennen und Verstehen der Kinder im Weg. Sie verhindern gar gutes Lernen.

Pausen in der Pausenlosigkeit

Auch der liebevolle Ausdruck ‚Pause‘ geht etymologisch auf einen altgriechischen Begriff zurück: paūsis. Das Wort blieb erhalten, weil es etwas menschlich Elementares bezeichnet: Rast, Ruhe, Stillstand. Das „Innehalten“ ermöglicht ein Voraus- und ein Nachdenken. Beides, das Prometheische wie das Epimetheische, ist unabdingbares Element echter

¹ Vgl. dazu Klaus Bartels, Mehr Mut zur Musse. Kleine Kulturgeschichte der Liebe zum Beruf. Zürich: Bank J. Vontobel o.J., S. 11.

² Klaus Zierer, Die Grammatik des Lernens. Was bei der Digitalisierung im Bildungsbereich nicht vergessen werden darf, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung FAZ, 04.10.2018, S. 7.

Kultur und Bildung. Dazu braucht es aber Zeit und Musse für Er-innerung, Ver-innerlichung, Wahr-nehmung.

Das Pausenlose gefährdet dieses Anhalten und Reflektieren: Innehalten als inspirative Zone des Verweilens, als kreativer Raum des Nachdenkens und Begrifflich-Werdens des Gedachten. Es ist ein verweilendes Denken, dem keine App zu Hilfe eilt.

Der Zeitgeist heisst Rasanz

Der Zeitindex ändert sich. Heute muss alles schnell gehen. Für alles haben wir zu wenig Zeit. Im Kleinen und im Grossen. Wir alle erfahren unsere Epoche als dynamisches Gebilde. Tempo und Rasanz sind ihre Merkmale. Das bringt uns in Atemnot, auch in den Schulen. „Le temps mange la vie“, hat der französische Dichter Charles Baudelaire in einem Gedicht geschrieben. Ein lapidarer Satz. Die Zeit zehrt das Leben auf.

Von „Zeitfressern“ erzählt auch Momo, die struppige kleine Heldin im poetischen Märchen-Roman von Michael Ende. Die Grauen Herren von der Zeitsparkasse rauben den Menschen die Zeit – bis auf Momo. Sie hat und nimmt sich Zeit. „Denn Zeit ist Leben.“³ So heisst es in Endes Kindergeschichte für Erwachsene. Auf die Schule übertragen: Lernen ist nur dort möglich, wo Leben ist und Zeit.

Mut zum Gegenhalten

Die Schule darf sich darum die Zeit und Musse nicht stehlen lassen; sie darf nicht zur a-scholia verkommen. Schule und Unterricht hatten schon immer den Auftrag, auch gegenläufig zu wirken und gegenhalte Kräfte zu aktivieren. Vielleicht passt dazu der Gedanke des vergessenen Schriftstellers Jean Paul. In seinem Erziehungsbuch plädiert er dafür, die Kinder gegen den Zeitgeist zu erziehen. Warum? Der Zeitgeist, so argumentiert er, würde selbst schon genug Wirkung entfalten. Schule wie Elternhaus müssten für die kompensatorische Balance sorgen. Und für Balance sorgen heisst heute: die scholé stärken – gegen den Turbo-Zeitgeist.

Die Hektik müsse darum zu den Schulen raus, fordert der renommierte Neurowissenschaftler Gerhard Roth seit Langem.⁴ Bildung lässt sich nicht in der in der Hast raschen Durchnehmens erwerben. Sie braucht scholé. Bildung ist zwar eine schöne Sache, doch der Weg dorthin ist anstrengend und alles andere als Fast Food. Die Schule ist kein Take-away für Bildung, wo sich alle anmelden und alle den ersehnten Abschluss wie eine Billigpizza erhalten. Es ist das simple Geheimnis aller Bildung: dass sie Engagement und Einsatz erfordert. Bildung ist nicht ein Zustand, auch kein Input-Output-Verfahren, sondern persönlicher Prozess und individuelle Entwicklung eines Menschen – und der Würde der menschlichen Existenz. Das dauert seine Zeit.

Die Philosophen fragen

Die Philosophen haben die Schule den Pädagogen überlassen, schreibt der Jurist Bernhard Schlink in seinem Roman „Der Vorleser“. Auch das ist vorbei. Ein Blick auf die aktuelle Entwicklung macht es deutlich: Heute liegt die Schule in den Händen von Empirikern und Ökonomen. Da kann es nicht schaden, einen Philosophen nach dem Wesentlichen und Eigentlichen der Bildung zu fragen.

Schulen brauchen Zeit fürs Vertiefen

Im Rahmen seines St. Galler Vortrags mit dem Titel: „Überleben die humanistischen Bildungsideale die digitale Wende?“ meinte der Philosoph und Physiker Julian Nida-Rümelin: „Wichtiger denn je ist das zentrale humanistische Bildungsideal, das sich in zwei

³ Michael Ende (1974), Momo oder Die seltsame Geschichte von den Zeit-Dieben und von dem Kind, das den Menschen die gestohlene Zeit zurückbrachte. 5. Aufl.; Stuttgart: K. Thienemanns Verlag. S. 57.

⁴ Vgl. Gerhard Roth (2011), Bildung braucht Persönlichkeit. Wie Lernen gelingt. Stuttgart: Klett-Cotta.

Begriffe fassen lässt: Es geht um Persönlichkeitsbildung und Urteilskraft. Junge Menschen müssen in die Lage versetzt werden, sich selbst ein verlässliches Urteil zu bilden. Angesichts eines immensen Angebots an Informationen, Meinungen und Ideologien müssen Schüler und Studenten unterscheiden lernen. Sie müssen Zeit haben, Argumente abzuwägen. Das ist es letztlich, was die Schule vor allem braucht: Zeit, um zu vertiefen.“⁵

Momo bringt den Menschen die gestohlene Zeit zurück. Eine zeitlose Botschaft – auch für die Schulen. Scholé braucht Zeit.

Was man von Schwedens Schule lernen kann

Zürberg 8.11.2018

Nordische Länder gelten für viele Bildungspolitiker als Vorbild. Doch was macht Schweden in seiner Volksschule anders? Die schwedische Professorin Inger Enkvist informierte Interessierte in Zürich darüber.

Rudolf Richner, Mitglied im Verein «Starke Volksschule Zürich».

Letzten Donnerstag hielt Professorin Inger Enkvist aus Schweden im Pfarreizentrum Liebfrauen vor rund 40 Zuhörenden, darunter Lehrer, Eltern und Grosseltern, einen spannenden Vortrag über die Auswirkungen von 50 Jahren Bildungsreformen in Schweden auf Schule, Familie, Wirtschaft und Gesellschaft. Seit Jahren fordert sie in Schweden eine bessere Qualität des Schulunterrichts.

Buch über schwedische Schulreform geschrieben

In ihrem Buch über die schwedischen Schulreformen übt sie deutliche Kritik. Inger Enkvist geht der Frage nach, wie verschiedene Länder ihr Bildungssystem gestalten und was Schweden von ihnen lernen kann. In ihrem Vortrag wies sie anhand eindrücklicher internationaler Studien auf die Bedeutung der Muttersprache als Grundlage allen Lernens und unserer kulturellen Entwicklung hin. Ebenso wichtig erwies sich die Persönlichkeit der Lehrer und wie sie mit ihren Schülern Beziehung aufnehmen. Studien zeigen auch, dass Kleinkinder, die von ihren Eltern und Beziehungspersonen sprachlich gefördert werden, indem sie viel mit ihnen sprechen und ihnen Geschichten vorlesen, im Alter von drei Jahren dreimal so viele Wörter kennen wie Kinder, mit denen man wenig spricht. Dieser Rückstand gleicht sich bis zum Alter von zehn Jahren nicht mehr aus, er vergrössert sich sogar. Das wirkt sich nach Ingers Aussage auch auf den Erwerb von Frühfremdsprachen aus: Zuerst muss das Kind die Muttersprache gründlich lernen, erst nachher kann es mit den Fremdsprachen darauf aufbauen. Besonders für die Integration von fremdsprachigen Kindern ist das eine wichtige Voraussetzung.

Die Ausführungen von Enkvist zeigten deutlich, dass wir auch in der Schweiz die Studien zum Schulerfolg ernst nehmen müssen. Nur wenn die Erwachsenen, Eltern und Lehrer, die Kinder aktiv in die Welt einführen und nicht nur «begleiten», erhalten sie genug Rüstzeug für die Zukunft.

Die Politik in Schweden hatte Unsummen von Geld investiert, die aber nicht den gewünschten Effekt zur Folge hatten. Schwedens Schüler schnitten nämlich im internationalen Vergleich immer schlechter ab – und zwar auch in den eigentlichen Kernkompetenzen Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften. Der Grund: Die Reformen beraubten Schulen und Lehrkräfte ihrer Freiheit und pressten sie in ein zu

⁵ Julian Nida-Rümelin, Silicons Valleys aufgeblähte Utopie, in: Luzerner Zeitung, 26.09.2018, S. 15.

enges pädagogisches Korsett. Gleichzeitig schaffte Schweden Schritt für Schritt Sonderklassen ab und integrierte Schüler mit allen möglichen Problemen in Regelklassen, ohne die Folgen zu bedenken. Diese traten schliesslich in den letzten Jahren zutage. Sowohl etablierte Industrie-, als auch Dienstleistungs- unternehmen wanderten ins Ausland ab, weil sie keine geeigneten Arbeitnehmer mehr fanden.

Alle abholen, alle mitnehmen

Die Studien ergaben auch, dass man von einem Text über 90 Prozent der Wörter inklusive Schlüsselwörter und auch ihre Bedeutung kennen muss, um den Inhalt des Textes richtig verstehen zu können. Das erklärt, warum viele Kinder und Jugendliche nicht gerne Bücher lesen, da ihr Wortschatz zu klein ist und sie den Inhalt nicht richtig verstehen.

Weil der Stand der Kinder aus verschiedenen Familienverhältnissen und erst recht von fremdsprachigen Kindern im Zeitpunkt des Schuleintritts sehr unterschiedlich ist, hat die Volksschule die Pflicht, einen intensiven und durch die Lehrerin geführten muttersprachlichen Unterricht für alle anzubieten, so dass der einzelne Schüler bis zum Ende der Schulzeit die Unterschiede kompensieren oder zumindest verringern kann. Dazu gehört das regelmässige Schreiben von Diktaten und Aufsätzen und der stetige Versuch, den Schülern das Lesen in der Freizeit näher zu bringen. Diese grundlegende Aufgabe der Volksschule wird heute grob vernachlässigt: Wer zu Hause nicht gefördert wird, lernt über die ganze Schulzeit hinweg Lesen und Schreiben der Muttersprache nur sehr mangelhaft.

Höchste Zeit für eine Denkpause

Südostschweiz 29.10.2018, Leserbriefe

Bisher konnte man in Sachen Schule den Behörden vertrauen. Doch der Unmut wächst, das zeigen die zahlreichen Initiativen zum Bildungswesen deutlich. Die Schule geht uns alle etwas an. Ein unerprobtes Schul-Experiment auf Kosten der Kinder – das geht zu weit. Da gehört eine Korrektur hin. Kritische Stimmen werden lauter und zahlreicher: Im Kanton Basel-Land, wo schon seit einigen Jahren nach dem umstrittenen Lehrplan 21 unterrichtet wird, stimmte die Bevölkerung mit einem deutlichen Ja dafür (84 %), dass Jahresziele und Themen wieder klar definiert sind. Zunehmend werden unstrukturierte und einseitig ideologische Lehrmittel angeprangert. Gegen ein untaugliches, mit dem Lehrplan 21 kompatibles Französischlehrmittel laufen viele Lehrpersonen in den Kantonen Solothurn und Baselland Sturm. Recherchen der NZZ haben ergeben, dass in den Lehrmitteln des Kantons Zürichs das Gebot der politischen Neutralität wenig bis gar nicht beachtet wurde. Im Tessin sagte die Bevölkerung am 23. September Nein zu einem Schulversuch, der die «scuola che verrà», das Pendant zum Lehrplan 21, erst einmal erproben wollte.

Seit über zwanzig Jahren dauert nun diese nicht endende Reformflut. Selbst Bildungsforscher können die Frage nach den Resultaten nicht beantworten, was im Klartext heisst, es sind keine positiven Ergebnisse zu verzeichnen. In Deutschland fällt die Bilanz nach über zehn Jahren Erfahrung mit der Kompetenzorientierung vernichtend aus. Die Folgen sind dramatisches Schwinden von Wissen und Können.

Trotz dieser alarmierenden Zeichen und Ergebnisse passen die Deutschschweizer Kantone ihr Bildungswesen freiwillig genau diesen von aussen gesteuerten Reformen an. Schritt für Schritt entfernen die zuständigen Bildungsgremien sich damit von unserer erfolgreichen Volksschule. Man sollte es zur Kenntnis nehmen: Der Wind hat sich bereits gedreht. Mit einem Ja zur Doppelinitiative zu mehr Mitsprache im Bildungswesen kann die Bevölkerung nun signalisieren, dass es höchste Zeit ist für eine Denkpause. Im bereits

eingeführten Lehrplan 21 können ohne grossen Aufwand Inhalte und Jahresziele definiert werden. Das Schulwesen ist einer der wichtigsten Bereiche unseres gesellschaftlichen Lebens, da wollen wir die Eigenständigkeit bewahren. Diese Initiative zeigt einen gangbaren Weg auf, damit unsere Schule gut bleibt und sich vernünftig weiter entwickeln kann.

Elisabeth Calcagnini, Erstunterzeichnerin der Doppelinitiative

Ein Etappensieg der pädagogischen Vernunft

Zeit-Fragen 6.11.2018

Studie der Universität Bonn zeigt den Erfolg einer strukturierten Rechtschreibdidaktik

von Gisela Liebe

Eine ganze Generation im deutschsprachigen Raum beherrscht die Rechtschreibung mittlerweile nicht mehr ausreichend. Selbst Studenten an den Pädagogischen Hochschulen müssen Kurse zur Nachschulung belegen. Seit Jahrzehnten wird dieser Missstand von Lehrbetrieben und Universitäten beklagt, aber nicht viel dagegen unternommen. Die Hauptursache für den dramatischen Niedergang in den letzten 30 Jahren ist bekannt: die Methode «Lesen durch Schreiben» oder auch «Schreiben nach Gehör» genannt, die auf den Schweizer Jürgen Reichen zurückgeht und seit den 80er Jahren Einzug gehalten hat an den Schulen in Deutschland und der Schweiz. Dabei sollen die Kinder bereits in der ersten Klasse mithilfe einer Anlauttabelle schnell viel und frei schreiben. Schreibfehler werden über lange Zeit nicht korrigiert, mit der Begründung, dadurch würden die Kinder demotiviert und ihre Kreativität behindert. Die Methode wurde von Anfang an von vielen Fachleuten kritisiert, trotzdem aber weiter in der Lehrerausbildung propagiert.

Nun liegt eine wissenschaftlich fundierte gross angelegte Studie vor, die Konsequenzen haben muss. Ihre Ergebnisse wurden erstmals im September 2018 mündlich vorgestellt und haben ein breites Medienecho gefunden.

Von einem Forscherteam unter der Leitung von Prof. Dr. Una Röhr-Sendlmeier von der Abteilung Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie der Universität Bonn wurden von 2013 bis 2017 die Rechtschreibleistungen von über 3000 Kindern im Primarschulalter systematisch untersucht, sowohl in einer Längsschnittstudie als auch zusätzlich in einer Querschnittuntersuchung. Dabei wurden drei unterschiedliche Didaktik-Methoden miteinander verglichen. Die beteiligten Schulen wurden nach dem Zufallsprinzip ausgewählt.

Bei der Lehrmethode «Lesen durch Schreiben» sollten die Kinder möglichst viel frei schreiben, der individuelle Lernweg des Kindes hatte Priorität vor dem Klassenunterricht. Schreibfehler wurden lange nicht korrigiert. Das Lesen sollte über das Schreiben mitgelernt werden.

Als zweite Lehrmethode wurde die «Schreibwerkstatt» (nach Norbert Sommer - Stumpenhorst) angewendet. Auch hier erlebten die Schüler keine feste Abfolge von einzelnen Lernschritten, sondern sollten die zur Verfügung gestellten Materialien selbstständig und in individueller Reihenfolge und Geschwindigkeit bearbeiten.

Mit dem «systematischen Fibelansatz» wurden schrittweise einzelne Buchstaben und Wörter eingeführt. In Fibel-Lehrwerken wird die Rechtschreibung strukturiert vom Einfachen zum Komplexen vermittelt. Die Lehrkraft leitet die Schüler an und orientiert sich an Lehrbuch und Arbeitsheft. Fehler werden von Anfang an korrigiert.

Die Erstklässler aus insgesamt 18 Klassen wurden kurz nach ihrer Einschulung auf ihre phonologische Bewusstheit und Buchstabenkenntnis einzeln getestet. Ab dem Ende der 1. Klasse und nachher bis zum Ende des dritten Schuljahres wurden die Rechtschreibkenntnisse halbjährlich weitere fünf Male erhoben mit der jeweils altersgemässen Version des standardisierten Diktats «Hamburger-Schreib-Probe». So wurde die Entwicklung der Rechtschreibfähigkeiten von 284 Kindern über einen Zeitraum von drei Jahren hinweg vollständig erfasst. Zusätzlich erfolgte zur Absicherung der Längsschnittstudie eine Querschnittstudie an weiteren 2800 Erst- bis Viertklässlern in 142 Klassen.

Ergänzend wurde zu einem bestimmten Zeitpunkt mit einem Fragebogen die intrinsische Schreib- und Lesemotivation der Kinder erhoben, im Anschluss an das Probediktat. Da die Methoden «Lesen durch Schreiben» und «Rechtschreibwerkstatt» sich selbst eine erhöhte Motivation der Kinder beim Lernen der Sprache zuschreiben, sollte dieser Faktor ebenfalls untersucht werden.

Vom Forscherteam wurde überprüft, ob die jeweils gewählte Didaktik von den Lehrern eingehalten wurde. Die Unterschiede in der Unterrichtspraxis der verschiedenen Lehrpersonen war nicht Untersuchungsgegenstand, da ausschliesslich die Auswirkung der konzeptionellen Unterrichtsgestaltung auf die Schülerleistungen untersucht werden sollte. Die Studie wurde ohne Drittmittel durchgeführt, um jegliche Verpflichtungen gegenüber Dritten auszuschliessen.

Mit der ersten Untersuchung des Vorwissens der Kinder kurz nach der Einschulung wurde gleichzeitig auch die Bildungsnähe des Elternhauses erfasst, denn bildungsnahe Eltern führen ihre Kinder in der Regel schon vor der Einschulung an Bildungsinhalte heran. Dieser Faktor wurde in der Längsschnittuntersuchung statistisch kontrolliert, denn er wirkt sich bis ins dritte Schuljahr in den Rechtschreibleistungen aus. Die «Lesen-durch-Schreiben»-Kinder waren den anderen Gruppen zufällig in ihren Vorkenntnissen kurz nach der Einschulung überlegen, ebenso von ihrem sozioökonomischen Status her.

Die Ergebnisse von Längs- und Querschnittstudie sind eindeutig: Der Fibelansatz ist den beiden anderen Methoden deutlich überlegen. In jeder Klassenstufe schnitten die systematisch angeleiteten Kinder besser ab als die der anderen Gruppen. Interessant ist auch, dass die Leistungsdifferenzen innerhalb der Fibel-Gruppe deutlich kleiner waren als bei den anderen. Auch auf Kinder mit nicht deutscher Familiensprache traf dies zu. Besonders viele Kinder mit sehr schlechten Rechtschreibkenntnissen gab es in der Rechtschreibwerkstatt-Gruppe.

Die «Lesen-durch-Schreiben»-Kinder machten am Ende des 4. Schuljahres 55% mehr Fehler als die «Fibel»-Kinder. Noch schlechter schnitten die «Rechtschreib-Werkstatt»-Kinder ab: Sie machten sogar 105% mehr Fehler. Wenn man die leistungsmässige Verteilung der gesamten Stichprobe der Viertklässler mit insgesamt 947 Kindern betrachtet, schnitten 42,1% der Fibel-Kinder so gut ab, dass sie zu den 25% der besten gehörten. Nur 10,3% von ihnen gehörten zu den 25% der Schwächsten, d.h. fast 90% der Fibel-Kinder beherrschen nach 4 Jahren einigermaßen die Rechtschreibung.

Die Lesen-durch-Schreiben-Kinder schnitten mit 26,1% im oberen Viertel ab und mit 20% in der Gruppe der Schlechtesten. 53,9% lagen in der Mitte, ähnlich wie bei den Fibel-Kindern mit 47,6%. Von den Kindern, die mit der Rechtschreib-Werkstatt-Methode gelernt hatten, gehörten 34,4% zur leistungsschwächsten Gruppe, während nur 17% bei den Leistungsstärksten landeten.

Interessant ist auch, dass die intrinsische Lesemotivation wie auch die intrinsische Schreibmotivation bei allen drei Gruppen gleich hoch waren. Das heisst, das oft gehörte Argument, die Kinder würden durch ein frühes Korrigieren von Rechtschreibfehlern demotiviert, wird mit den Ergebnissen der Studie eindeutig widerlegt.

Als Fazit der Studie wird die Verwendung eines strukturierten Ansatzes vom Einfachen

zum Komplexen mit der unmittelbaren Korrektur von Fehlschreibungen empfohlen, so wie er in der Fibel-Didaktik angewendet wird.

Die vollständige Studie liegt derzeit noch nicht in schriftlicher Form vor.

An den Ergebnissen der wissenschaftlich fundierten Studie der Universität Bonn wird man in Zukunft nicht mehr vorbeikommen: Kinder lernen besser richtig schreiben, wenn sie Schritt für Schritt gemeinsam vom Lehrer angeleitet werden, systematisch aufgebautes Schulmaterial haben und ihre Fehler korrigiert werden, und sie haben Freude daran. Dies sind elementare pädagogische Erkenntnisse, die keineswegs neu sind und auch jedem Nicht-Lehrer einleuchten. Dass an den Pädagogischen Hochschulen bis heute die Methode Schreiben nach Gehör, wenn vielleicht auch nicht mehr in Reinkultur, den Studenten vermittelt wird, trotz besseren Wissens, ist wohl nur erklärbar mit sehr starken ideologischen, politischen oder finanziellen Interessen, die einer Umkehr zur Vernunft bisher im Wege stehen. Wie viele tausend «Schein-Legastheniker» sind wohl mit dieser falschen Didaktik produziert worden, die zum Teil ihr Leben lang unter ihrem Unvermögen leiden?

In den deutschen Bundesländern Hamburg und Baden-Württemberg ist die Methode Schreiben nach Gehör bereits untersagt, am Brandenburgs Schulen darf ab Sommer 2019 nur noch die Fibel-Methode angewendet werden. Auch in der Schweiz beginnen einzelne Kantone wie Nidwalden langsam abzugehen von der Reichen-Methode, wenn auch noch sehr zaghaft (erst ab der 2. Klasse sollen Fehler korrigiert werden).

Die Rechtschreib-Studie ist allerdings nur ein Etappensieg über viele untaugliche Schulreformen. Die Rechtschreibung ist nur eines von vielen Fächern, das zudem noch relativ einfach bei den Schülern zu beurteilen ist. Für die Mathematik-Didaktik wäre eine ähnliche Studie überfällig. Mit dem unstrukturierten «selbstorganisierten» Lernen können viele Kinder nicht rechnen lernen. Woher sollen dann die heissersehnten Informatiker kommen? •

Deutsch lernen im Geschichtsunterricht

NZZ 6.11.2018, Tribüne, Gastkommentar

von Hanspeter Amstutz

Der Geschichtsunterricht in der Volksschule hat einen schweren Stand. Bei den grossen Evaluationen wie Pisa ist Geschichte inexistent, und im Urteil vieler Schüler gilt das Fach als verstaubt. Im Kanton Zürich wird gerade noch eine Wochenstunde für Geschichte gewährt. Das ist höchst bedauerlich, denn ein lebendiger Geschichtsunterricht schafft wie Biologie, Geografie und Technik eine Grundlage für das Verstehen wesentlicher Zusammenhänge. Die Fächergruppe Mensch und Umwelt zählt zum Kernbereich der Bildung und ist von zentraler Bedeutung für die Förderung der schulischen Erstsprache.

Doch der Platz für die Realienfächer ist knapper geworden, seit neue Fächer wie die frühen Fremdsprachen oder die Informatik den Vorrang bekommen haben. Zudem werden die Realienfächer häufig dafür zweckentfremdet, Aufträge aus anderen Bereichen aufzunehmen. Doch dieser Verdrängungsprozess hat seinen Preis: Man untergräbt das Fundament des sachbezogenen Deutschunterrichts.

Für gezielte Wortschatzerweiterung und allgemeines Sprachbad erweist sich der Unterricht in Mensch und Umwelt als eigentlicher Königsweg für aufbauendes Lernen. Beim Bau eines Elektromotors erleben Jugendliche, wie elektromagnetische Kräfte wirken und welchen Bauteilen wichtige Funktionen zukommen. Solche Einsichten mit den treffenden

Ausdrücken festzuhalten, ist fruchtbarer Spracherwerb. Die Kompetenz, Erlebtes zu verstehen und zu verarbeiten, bildet auch einen wichtigen Zugang zu Geschichte und Geografie.

Wie viele sprachfördernde Impulse gehen von einer spannenden Erzählung einer Lehrerin aus, wenn schicksalhaftes Geschehen im Zentrum steht! Das Eintauchen in die Dramatik epochaler Ereignisse oder das Kennenlernen anderer Kulturen bieten eine Fülle an horzonterweiternden Inhalten. Werden diese schülergerecht vermittelt, kommt die Sprache unmittelbar zum Zug. Nicht die Menge des behandelten Schulstoffs ist dabei entscheidend, sondern die gründliche Auseinandersetzung mit dem Thema. Guter Realienunterricht holt ein Stück Welt ins Schulzimmer. Wer sich in relevanten Themen präzise in der deutschen Sprache ausdrücken kann, erschafft sich ein Weltbild, das eine gute Orientierung ermöglicht und zur eigenen Urteilsfähigkeit beiträgt. Damit wird auch die Grundlage für eine bessere Medienbildung geschaffen.

Das tägliche Sprachbad im Realienunterricht stellt hohe Anforderungen an die fachliche und sprachliche Kompetenz der Lehrkräfte. Doch die Aufgabe wird unterschätzt. Zwar wurde im Bereich Natur und Technik in jüngster Zeit einiges investiert, doch sonst ist die Realien-Fachdidaktik an den Pädagogischen Hochschulen eher im Hintertreffen. Es würde sich lohnen, in der Lehrerbildung mehr Zeit für Themen einzusetzen, die im Realienunterricht der gewählten Stufe wirklich relevant sind. Warum soll nicht die Kubakrise als Höhepunkt des Kalten Krieges im Geschichtsunterricht inhaltlich aufbereitet und didaktisch in eine Lektionsreihe umgesetzt werden? Praxisnahe Geschichtsdidaktik trägt auch viel zur Bildung der Lehrerpersönlichkeit bei. Dabei stehen sowohl die Förderung der Erzählkunst wie die Fähigkeit zur kritischen Analyse im Vordergrund. Im Fokus bleibt aber stets der junge Mensch, den man für ein Fach begeistern und für die Freude am sprachlichen Ausdruck gewinnen möchte.

Es erstaunt nicht, dass vermehrt die Frage nach dem Wesentlichen in der Pädagogik gestellt wird. Der neue Lehrplan gibt dazu keine überzeugende Antwort. Zu vieles wird als Bildungsziel postuliert, mit dem Resultat, dass manches nur angetippt werden kann. Deutsch lernen erfordert viele Trainingsstunden, Zeit für Lektüre und immer wieder das Eintauchen in die Welt der beliebten Realienfächer. Die Förderung der Erstsprache beansprucht viel Zeit. Der Ausbau des Unterrichts in «Mensch und Umwelt» ist deshalb ein wichtiger Schritt zu einem besseren Deutschunterricht.

Hanspeter Amstutz ist ehemaliger Sekundarlehrer, Kantonsrat und Bildungsrat; von 2007 bis 2011 war er Kursleiter in der Lehrerfortbildung (ZAL).

In Nidwalden ist der «schbas» vorbei

NZZ 29.10.2018, Schweiz

Die Lerntechnik «Schreiben nach Gehör» in der Primarschule ist umstritten – nun kapituliert ein erster Kanton vor genervten Eltern

In Deutschschweizer Kantonen dürfen Erst- und Zweitklässler schreiben, wie sie es aufgrund des Klangs für richtig halten. In Nidwalden müssen sie nun ab der 2. Klasse korrekt schreiben.

Simon Hehli

Eltern, Lehrmeister, Professorinnen: Sie alle beklagen sich, dass die junge Generation nicht mehr richtig schreiben könne. Bei der Suche nach Ursachen für das Malaise fällt der

Verdacht jeweils schnell auf das «Schreiben nach Gehör». Diese Lerntechnik beruht auf dem Prinzip, dass die Kinder in den ersten Schuljahren Wörter so schreiben dürfen, wie sie es aufgrund des Klanges der Silben für richtig halten. Lehrerinnen und Lehrer greifen nicht zum Rotstift und tolerieren es unkommentiert, wenn da «fil» statt «viel», «schbas» statt «Spas» oder «anxt» statt «Angst» steht. Und auch die Eltern werden angehalten, ihre Kleinen nicht auf die Fehler hinzuweisen. Das schürt Missmut. Ein Basler Vater sagt aus eigener Erfahrung: «Die Schulen vermitteln den Kindern zu wenig, wie wichtig eine korrekte Sprache ist. Das hat unübersehbare Konsequenzen auf die Rechtschreibfähigkeiten – auch lange nach der Primarschule noch.»

Ein erster Bildungsdirektor hat im Oktober nun auf die vielfältigen Klagen reagiert: Der Kanton Nidwalden verbannt das lautgetreue Schreiben ab der 2. Klasse aus den Schulzimmern. Dies, obwohl der für alle Deutschschweizer Kantone geltende Lehrplan 21 eigentlich vorsieht, dass die Lehrer erst ab der 3. Klasse in der Schriftsprache auf Korrektheit pochen. Bildungsdirektor Res Schmid sagt, es brauche einen grossen Aufwand, wenn die Schülerinnen und Schüler zwei Jahre lang orthografisch falsch schreiben dürften und dann ab der 3. Klasse die Fehler, die sich verstetigt hätten, korrigiert werden müssten. «Es ist der Rechtschreibung nicht dienlich, wenn man zu spät damit beginnt.»

Andere Kantone dürften folgen

Der SVP-Politiker betont, er habe nur positive Rückmeldungen bekommen, auch aus Anrainerkantonen. «Eltern und Unternehmer von dort haben mir gesagt, es wäre schön, wenn eine solche Korrektur der bisherigen Praxis bei ihnen ebenfalls erfolgen würde.» Auch seine Kollegen in der Erziehungsdirektorenkonferenz (EDK) würden aufmerksam beobachten, was sich in Nidwalden tue, sagt Schmid. «Ich gehe davon aus, dass uns andere Kantone folgen werden.» Auf Anfrage teilte eine Sprecherin mit, die EDK verfüge über keine Informationen, in welchen Kantonen derzeit welche Regeln angewandt würden.

Entwickelt hat die umstrittene Methode, auch «Lesen durch Schreiben» genannt, vor gut dreissig Jahren der gebürtige Basler Jürgen Reichen. Der Reformpädagoge, der in Hamburg Lehrer unterrichtete, übte damit vor allem auf die deutsche Bildungslandschaft grossen Einfluss aus. Eine in diesem Herbst veröffentlichte Studie von Wissenschaftlern der Universität Bonn stellt Reichens Vermächtnis aber ein schlechtes Zeugnis aus. Die Forscher kamen zum Schluss, dass Schüler Ende der 3. Klasse deutlich besser in Rechtschreibung waren, wenn sie nach der klassischen Fibelmethode unterrichtet worden waren. Bei dieser bekommen die Kinder ein Bild eines Vogels, neben dem das Wort «Vogel» steht. So prägen sie sich von Beginn weg die richtige Schreibweise ein. Laut den Forschern profitieren insbesondere fremdsprachige und bildungsferne Kinder von einem strukturierten Lernprinzip.

Verbote in Deutschland

In Hamburg und Baden-Württemberg ist es deshalb mittlerweile untersagt, nach Reichens Methode zu unterrichten. Res Schmid wollte in Nidwalden nicht ganz so weit gehen. Seine Experten hätten ihm gesagt, dass diese Methode in den ersten Schulmonaten durchaus Sinn ergebe, erklärt er. Dafür hat Schmid die Eltern von einschränkenden Vorgaben befreit. «Ich hatte viele Rückmeldungen von Müttern und Vätern, die verzweifelt waren, weil ihnen die Lehrer quasi verboten haben, bei ihren Kindern Rechtschreibfehler zu korrigieren.» Die Nidwaldner Eltern dürfen deshalb ab sofort ihre Kleinen auf falsche Schreibweisen aufmerksam machen, bereits in der 1. Klasse.

Jürgen Oelkers, emeritierter Professor für Erziehungswissenschaften an der Universität Zürich und Kritiker der Reformpädagogik, findet die Nidwaldner Lösung einen «vernünftigen Kompromiss und Schritt in die richtige Richtung», zumal die Lehrer Zeit brauchten für

die Umstellung. Aber Oelkers hält daran fest, dass die Rechtschreibregeln sinnvollerweise schon ab Beginn der Primarschule gelten müssten. «Die Zukunft gehört wieder dem Fibelunterricht.» Um korrektes Schreiben zu lernen und darin Sicherheit zu gewinnen, helfe nur sinnvolles Üben und vernünftiges Feedback seitens der Lehrpersonen – und das über Jahre hinweg. Da gebe es keinen Unterschied zum Mathematikunterricht. «Dort akzeptiert ein Lehrer ja auch nicht eine Zeit lang $2+2=5$ als korrektes Resultat, nur um plötzlich zu sagen: Halt, das ist falsch!»

Eine andere Position hat die Sprachwissenschaftlerin Afra Sturm, Co-Leiterin des Zentrums Lesen, Medien, Schrift an der Pädagogischen Hochschule FHNW in Windisch. Sie hält es für bedauerlich, dass Schweizer Politiker nun einen «Methodenstreit» aus Deutschland importieren würden. Sie sieht bis anhin kein Problem: Die hiesigen Lehrerinnen und Lehrer würden die unterschiedlichen Methoden der Rechtschreibförderung vernünftig anwenden. Sturm betont, das lautgetreue Schreiben sei ein Entwicklungsschritt, den ohnehin jedes Kind durchlaufe, das könne man weder verbieten noch beschleunigen.

«Diese Regeln sind zu strikt»

Wenn Kinder anfangen würden zu schreiben, wollten sie zuallererst etwas mitteilen – nicht fehlerlos sein, erklärt Sturm. Dass Eltern damit Mühe haben, kann sie nachvollziehen. Aber das zu frühe Beharren auf Regeln verwirre Kinder bloss und schüre die Angst vor Fehlern, was zu einem Verweigern des Schreibens führen könne. «Gerät diese Prämisse aus dem Blick, ist es fatal für die Motivation», sagt sie. Und vergleicht diesen Prozess mit dem Spracherwerb von Kleinkindern. «Da kommen die Erwachsenen ja auch nicht auf die Idee, die Kinder dauernd zu korrigieren.»

Laut Sturm sollen die Lehrer in der 1. Klasse darauf achten, ob die Kinder alle Laute verschriften oder nicht. Sie greifen also ein, wenn eine Schülerin «kank» statt «krank» schreibt, aber noch nicht, wenn sie «schport» statt «Sport» schreibt. Haben die Kinder verstanden, wie sie Laute mit Buchstaben abbilden, könnten die Lehrer die ersten Rechtschreibregeln einführen – etwa jene zur Buchstabenkombination «sp» am Anfang eines Wortes. «Die meisten Schüler sind bis zum Ende der 1. Klasse so weit – aber eben noch nicht alle», betont Sturm. Für Kinder, die Mühe mit dem genauen Hören oder eine Lernschwäche hätten, sei es ungünstig, wenn sie zu diesem Zeitpunkt bereits mit den für sie nicht nachvollziehbaren Regeln konfrontiert würden. Aus diesem Grund hält sie die neuen Nidwaldner Regeln für zu strikt.

Sturm widerspricht den Erkenntnissen aus Deutschland nicht, dass «Schreiben nach Gehör» gerade für Schüler mit Deutsch als Zweitsprache oder aus bildungsfernen Familien ein Problem darstellen kann. «Aber das ist vor allem dann der Fall, wenn die Lehrer die Kinder im Rechtschreiberwerb nicht genügend unterstützen.»

Kinder haben ein Recht auf korrekte Schulung

Umstrittene Lernmethode «Schreiben nach Gehör»

NZZ 31.10.2018, Meinung & Debatte

Michael Schönenberger

Im Klavierunterricht hat man es früher oder später mit dem C-Dur-Präludium von Bach zu tun. Wer fingertechnisch vorankommen will, übt irgendwann die Fuge dazu und dann die schwereren Stücke des «Wohltemperierten Klaviers». Mühsam, anstrengend, enervierend kann dies sein. Auch der Kunstturner, der waghalsig durch die Lüfte fliegen möchte, weiss

haargenau: Wer es zu etwas bringen will, muss üben. Und er muss richtig und lang üben. Nur für einen Teil unserer Primarschüler soll das nicht gelten. Sie lernen in der ersten und zweiten Klasse manchenorts nicht, wie man richtig schreibt. Sie schreiben nur noch auf, was sie hören. Fehler werden nicht korrigiert. Kompatibel mit dem Lehrplan 21 ist das. «Schreiben nach Gehör» lautet die dazugehörige Lernmethode. Die Idee dahinter: Den Kindern soll in frühen Jahren nur ja nicht die Freude am Schreiben und Lesen verdorben werden. Spielerisch sollen sie sich nähern. Es soll um das Textverständnis gehen, nicht um die Rechtschreibung.

Völlig zu Recht wächst nun auch in den politischen Behörden der Widerstand gegen diese widersinnige Lernmethode, wie sie noch immer in den Pädagogischen Hochschulen herumgeboten wird. Dass nicht alles das Gelbe vom Ei ist, was sich Reformpädagogen vor bald 50 Jahren ausgedacht haben, sollte in der Zwischenzeit durchgesickert sein, selbst bis zu den Pädagogen. Hier geht es nicht um ideologische Fragen, nicht um rechts oder links. Es geht um die Frage, wie es um das Recht der Kinder auf Bildung bestellt ist. Kinder sind keine Experimentiermasse. Sie haben ein Recht darauf, von Beginn weg korrekt unterrichtet zu werden. Zumal es keine Belege dafür gibt, dass die umstrittene Lernmethode tatsächlich zu grösserer Freude am Texten und Lesen führen würde.

Namhafte Experten weisen darauf hin, welche Bedeutung das Üben und die Fehlerkorrektur für das richtige Schreiben haben. Und sie betonen, wie aufwendig es ist, Fehler, die sich verstetigt haben, hinterher wieder zu korrigieren. Der Erfolg ist zweifelhaft, und ob solche Renovationsarbeiten immer noch die Freude am Schreiben steigern, ist fraglich.

Wo viele Einwanderer leben, hat die Schule ganz andere Probleme. Dort stehen Lehrer vor Primarschülern, die kaum oder nicht der deutschen Sprache mächtig sind. Wenn die Schule fehlerhafte Schreibweisen bei Migrantenkinder nicht mehr korrigiert, ist das eine bildungspolitische Ungerechtigkeit. Ihre Chancen werden mit solchen Lernmethoden verkleinert.

Niemand käme auf die Idee, falsche Resultate beim Rechnen nicht zu korrigieren. Und dies damit zu begründen, so würde man den Kindern die Freude an Zahlen nicht verderben. Würde ein Reformpädagoge so etwas propagieren, der Aufschrei wäre gross. Bei der Sprache aber wird mit anderen Ellen gemessen. Warum?

Die Lernmethode «Schreiben nach Gehör» wird damit begründet, in Zeiten der Fake-News sei Textverständnis wichtiger als Orthographie. Dieser traurigen Argumentation sei entgegengehalten: Orthographie und Grammatik haben zentral mit Textverständnis zu tun. Was Hänchen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Wer gegen Fake-News und die Instrumentalisierung von Geschichte wirklich etwas tun will, der soll sich für mehr Geschichtsunterricht an den Schulen einsetzen. Leider bieten Schweizer Schulen auf diesem Feld nur noch ein Minimalprogramm an. Das ist der Kardinalfehler, wenn es um Fake-News geht.

Kuschelschule zwecks Steigerung der Freude hat noch keinen weitergebracht. Bei Bach wie bei der Rechtschreibung gilt: Übung macht den Meister.

Zuschriften

Recht auf korrekte Schulung

NZZ 5.11.2018, Zuschriften

Er tut einem wohl, der Text von Michael Schoenenberger zur Nidwaldner Änderung des Sprachunterrichts in der 2. Klasse (NZZ 31. 10. 18). Warum bei den Kindern zuerst zwei

Jahre lang falsch Geschriebenes ohne Widerspruch durchgehen lassen, aber ab der 3. Klasse muss man plötzlich eingreifen? Ja, das ist tatsächlich eine widersinnige Lernmethode, welche von vielen Fachleuten, Pädagogen und gewöhnlichen Sterblichen stets als niemals zielführend bezeichnet wurde. Was mir deshalb bei der ganzen Sache nicht in den Kopf will: Warum gab es keine Opposition, als bekanntwurde, dass dieser Unsinn mit dem Lehrplan 21 eingeführt werden soll? Es ist doch einfach bedauerlich, dass bei solchen Fehlentscheiden viele gelehrte Leute in Politik und pädagogischen Hochschulen wider besseres Wissen wie Marionetten kopfnickend alles untertänigst hinnehmen, statt auch einmal auf den Tisch zu klopfen und zu erklären: Jetzt geht ihr zu weit, das machen wir nicht! Wo bleiben jeweils Rückgrat, Mut und Selbstbewusstsein? Ich bin nicht in seiner Partei. Aber der ehemalige Innerrhoder Landammann Carlo Schmid war noch so einer, der selber auch etwas dachte und Nein sagte, wenn seine Bildungsdirektion unsinnige Entscheide von aussen hätte umsetzen sollen. Die einen Leute sahen darin jeweils Befehlsverweigerung, die andern freuten sich, dass es doch noch Politiker gibt mit gesundem Menschenverstand.

Beim Nidwaldner Schreib-Entscheid, wonach trotz Lehrplan 21 wieder korrekt geschrieben werden soll, wird man unwillkürlich an jenen Appenzeller erinnert. Denn der Zufall, dass in Nidwalden heute ebenfalls ein Schmid der Schule vorsteht, lässt hoffen. Es gibt nämlich noch andere Punkte im neuen Lehrplan, welche von kritischen Schmidts aufgegriffen werden sollten.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Lehrplan 21 auf Bewährungsprobe

NZZ 2.11.2018, Zuschriften

Der Lehrplan 21 wurde von Bildungsexperten lanciert, von Bildungspolitikern durchgewinkt und in kantonalen Abstimmungen angenommen. Nun hat er bei der Umsetzung im Unterricht seine Bewährungsprobe zu bestehen. Zum Vorschein kommen dabei Empfehlungen, gegen welche sich Eltern und auch Lehrkräfte zu wehren beginnen. Gemäss dem Lehrplan 21 ist erst ab dem dritten Schuljahr auf korrekte Rechtschreibung zu achten, nachdem die Schüler zwei Jahre lang Wörter so haben schreiben dürfen, wie sie es aufgrund ihres Klangs für richtig hielten. Den Eltern wurde sogar verboten, falsche Schreibweisen zu korrigieren. Man muss keine pädagogische Hochschule absolviert haben, um diesen Unsinn zu erkennen. Aber gerade diese Bildungsstätten haben solche Merkwürdigkeiten lanciert und halten noch immer daran fest (NZZ 29. 10. 18). Warten wir ab, was in der Umsetzung des Lehrplans 21 sonst noch für Schrägheiten ans Tageslicht kommen! Im Kanton Nidwalden hat man die Konsequenzen gezogen, was man auch andernorts wärmstens empfehlen kann.

Peter Schmid, Frauenfeld

Die Erst- und Zweitklässler sollen schreiben, wie sie die Worte hören. Das ist offenbar modern, erschwert aber das Verständnis, denn wir lesen ja nicht Buchstabe um Buchstabe, sondern prägen uns das Wortbild ein. Zur Probe aufs Exempel: Wer einen schweizerdeutschen Text liest, muss ihn fast vorlesen, um ihn zu verstehen. Wenn also die Alphabetisierung und dann die Kommunikation via E-Mail, SMS usw. nach dem Gehör des Schreibenden erfolgt, bereitet dies dem Leser Schwierigkeiten. Und das sollen die Jungen lernen? Nidwalden opponiert glücklicherweise.

Meinen Studenten pflegte ich zu sagen: «Wenn Sie etwas schreiben, sprechen oder in anderer Weise kommunizieren, müssen Sie sich nicht auf sich selbst, sondern auf die Adressaten ausrichten, sonst sprechen Sie bei der Präsentation von Projekten und Forschungsergebnissen oder bei andern Aussagen ins Leere oder werden bei schriftlicher

Vermittlung nicht verstanden.» Das ist zwar banal, aber offenbar die Sicht eines Uralten. Dafür besteht in der heutigen Gesellschaft der ersten Person Singular kein Verständnis. Wie ich schreibe oder mich in anderer Form ausdrücke, bestimme ich, was ich mache, ist allein mein Entscheid, massgebend ist meine Wertordnung. Das Wir ist nur noch Nostalgie einer abtretenden Generation, und das Du zählt auch kaum mehr (das «Sie» ist ohnehin abgeschafft). Dieser Vorstellung der Ich-Gesellschaft muss nun offenbar auch die Pädagogik angepasst werden.

Riccardo Jagmetti, Zürich, emeritierter Professor ETH

Integrative Schule: «Die Qualität der Volksschule ist in Gefahr»

Beobachter, 11.10.2018

Von Birthe Homann und Conny Schmid

Seit zehn Jahren werden Kinder mit Lernschwierigkeiten oder Behinderungen in Regelklassen eingegliedert. Das bringt Lehrkräfte an ihre Grenzen.

«Es herrscht Notstand. Die Qualität der Volksschule ist in Gefahr, wenn wir so weitermachen», sagt Marion Heidelberger. Notstand in der Schule? Heidelberger ist keine Schwarzmalerin. Sie kennt sich aus. Bis letztes Jahr war die 50-Jährige Präsidentin der Sonderpädagogischen Kommission beim Schweizer Lehrerverband LCH. Jahrelang war sie als Förderlehrkraft in Kloten tätig, zog von Klasse zu Klasse und unterstützte stundenweise einzelne Kinder. «Es war damals schon schwierig. Aber da war ich noch zuversichtlich, dass wir es schon hinkriegen.»

Heute unterrichtet Heidelberger als Klassenlehrerin an einer 1./2. Klasse im Zürcher Unterland und sagt ernüchtert: «Die Situation hat sich verschlechtert. Alle geben ihr Bestes, aber es reicht nicht. Bei der enormen Verschiedenartigkeit kann man in einer normalgrossen Klasse mit 24 Kindern schlicht nicht mehr allen gerecht werden.»

Ähnlich sieht das Julia Santschi. Die 58-Jährige arbeitet seit rund 25 Jahren als schulische Heilpädagogin im Kanton Solothurn. «Ich habe so viel Berufserfahrung, dass ich eigentlich glaubte, alles im Griff zu haben. Doch auch ich komme immer wieder an meine Grenzen.» Wenn eine ganze Klasse die Hausaufgaben nicht mache oder Kinder während des Unterrichts einfach aus dem Zimmer liefen, werde es auch für sie schwierig. [Mehr...](#)

Schulinseln sorgen für ruhigere Klassenzimmer

Tages-Anzeiger 30.10.2018, Front

Bildung Die Idee ist bestechend: Schülerinnen und Schüler, die das Geschehen im Klassenzimmer stören oder Konflikte mit anderen Kindern haben, sollen kurzzeitig in einem anderen Raum - einer sogenannten Schulinsel - lernen und Hausaufgaben lösen können, mit enger Betreuung.

An einzelnen Schulen hat sich dieses Konzept bereits bewährt, beispielsweise im Stadtzürcher Schulhaus Luchswiesen. Dort dient eine ehemalige Hauswartwohnung als Ruhezone. Entstanden ist das Angebot als Reaktion auf die integrative Schulung: Seit

zehn Jahren sind Schulen gesetzlich verpflichtet, einstige Kleinklassen- und Sonderschüler in die Regelklassen zu integrieren. Dabei zeigte sich, dass insbesondere verhaltensauffällige Kinder durch ihre speziellen Bedürfnisse die Arbeit im Klassenzimmer erschweren.

Der Zürcher Lehrerverband fordert nun, dass «alle Schulen über ein niederschwelliges Angebot für Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten verfügen müssen». Ähnliche Forderungen bestehen in anderen Kantonen, verbunden mit dem Hinweis, dass sich mittels Schulinseln die Burn-outs in der Lehrerschaft reduzieren liessen. Vonseiten der Behörden wird eine flächendeckende Einführung des Modells allerdings abgelehnt, da das Angebot individuell ausgerichtet werden müsse. (red)

[Positionspapier der ZLV](#)

Eine Insel für Verhaltensauffällige

Tages-Anzeiger 30.10.2018

Raphaela Birrer

Schule Der Zürcher Lehrerverband fordert in einem neuen Positionspapier, Schulinseln für verhaltensauffällige Kinder flächendeckend einzuführen. In anderen Kantonen sehen sich die Behörden mit ähnlichen Forderungen konfrontiert.

Wer die Insel sucht, muss der Palme und der Sonne folgen. Doch abgesehen von der Bastelarbeit an der Eingangstüre hat die Schulinsel im Stadtzürcher Schulhaus Luchswiesen nichts mit Ferien gemein. Hierhin, in die ehemalige Hauswartwohnung, kommen Schüler, die eine Pause vom Unterricht brauchen. Die das Geschehen im Klassenzimmer stark stören. Oder die Konflikte mit anderen Kindern haben.

Am frühen Montagmorgen ist es noch ruhig in der Schulinsel. Eine Zweitklässlerin klingelt an der Türe. Ihre Klassenlehrerin hat sie geschickt. Sie hat Kopfschmerzen und legt sich auf das Sofa in der Ecke des Arbeitszimmers. Nach der Pause wird dann eine Viertklässlerin während zweier Lektionen am aktuellen Schulstoff arbeiten. Sie besucht die Insel seit ein paar Wochen regelmässig, weil ihr Verhalten eine Vollzeiteilnahme am Unterricht erschwert. Für den Nachmittag sind acht Oberstufenschüler im Insel-Plan eingetragen. Sie werden im Gruppenraum für die Gymi-Prüfung büffeln.

Eine Folge der Integration

Neben diesen fixen Terminen kann es jederzeit spontan klingeln an der Tür, denn die Schulinsel ist ein kurzfristiges, flexibles Angebot für das ganze Schulhaus. Schüler, die aus unterschiedlichen Gründen zu viel Aufmerksamkeit von der Klassenlehrperson beanspruchen, finden hier eine beruhigende Umgebung, ein offenes Ohr, eine enge Betreuung. Ausser an zwei Nachmittagen ist in der Schulinsel stets eine ausgebildete Lehrerin präsent. Bis zu zehn Kinder kann sie gleichzeitig betreuen. Die Kosten sind tiefer als jene einer Vollzeitstelle, weil die Vor- und Nachbereitungszeit wegfällt.

Entstanden ist das Angebot im Zuge der integrativen Schulung, wie Luchswiesen-Schulleiter Christoph Jäggli sagt. Dieser Systemwechsel fordert die Schulen schweizweit heraus: Seit zehn Jahren sind sie gesetzlich verpflichtet, einstige Kleinklassen- und Sonderschüler in die Regelklassen zu integrieren. «Insbesondere verhaltensauffällige Kinder, die sich nicht lange auf den Unterricht einlassen können, erschweren seither die Arbeit im Klassenzimmer», sagt Jäggli. Er hat deshalb vor vier Jahren die Schulinsel eingeführt - als Chance für die betroffenen Schüler, aber auch als Entlastung für die

Lehrer und die restliche Klasse. Schweizweit haben erst vereinzelte Schulhäuser ein vergleichbares Angebot etabliert, bekannte Beispiele gibt es etwa in Sarnen OW, Menzingen ZG oder Chur GR.

Geht es nach dem Zürcher Lehrerverband (ZLV), soll es bald an jeder Zürcher Schule eine solche Insel geben. In einem neuen Positionspapier fordert er, dass «alle Schulen über ein niederschwelliges Angebot für Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten verfügen müssen». Für dessen Betrieb müsse der Kanton an jeder Schule zusätzliche Vollzeiteinheiten zur Verfügung stellen. «Der Umgang mit verhaltensauffälligen Kindern kann in der integrierten Schule ganze Klassen und Lehrpersonen an die Grenze bringen», sagt ZLV-Präsident Christian Hugi. Häufig reichten kurzzeitige Interventionen dazu, die Situation zu deeskalieren. Dafür sei die Schulinsel «bestens geeignet», so Hugi.

Der Lehrerdachverband LCH erhebt die ZLV-Forderung deshalb auch für die ganze Schweiz. «Die Erfahrung zeigt, dass Schulinseln als eines der niederschwelligen Angebote für Verhaltensauffällige die Lehrpersonen entlasten», sagt Beat A. Schwendimann, Leiter der Pädagogischen Arbeitsstelle. Wichtig sei, dass der Insel-Besuch eine temporäre Massnahme bleibe.

«Burn-outs reduzieren»

Das ist auch im Sinne der Lehrerverbände anderer Kantone: In Basel-Stadt etwa hat die freiwillige Schulsynode einen Forderungskatalog zur integrativen Schule zuhanden der Regierung verabschiedet. Darin fordert der Berufsverband «eine institutionalisierte und niederschwellige Time-out-Lösung an jedem Schulstandort», wenn integrativer Unterricht wegen Verhaltensauffälligkeiten nicht mehr leistbar sei. «Die Basler Schulen kämpfen mit ungelösten Problemen der Integration. Mit solchen Angeboten könnten die Burn-outs in der Lehrerschaft reduziert werden», sagt Präsident Jean-Michel Héritier.

Auch im Kanton Bern gestaltet sich die Integration Verhaltensauffälliger schwierig, wie Franziska Schwab vom Lehrerverband Bildung Bern sagt. «Häufig fehlen die Ressourcen dafür, sie adäquat zu betreuen.» Schulinseln seien in Bern noch nicht verbreitet, aber sie eigneten sich dafür, Konflikte rasch zu entschärfen. Statt einer flächendeckenden Einführung plädiert Schwab für eine Neuverteilung der Ressourcen: Heute erhalten einzelne Schüler Förderlektionen mit Heilpädagogen zugesprochen - sinnvoller sei es, diese Unterstützung im Schulhaus zu bündeln und je nach Bedarf auf die Klassen zu verteilen.

Die kantonalen Behörden reagieren verhalten auf die Offensive. «Dass Schulinseln deeskalierend wirken können, ist unbestritten», sagt Marion Völger. Für die Leiterin des Zürcher Volksschulamtes sprechen jedoch mehrere Gründe gegen eine flächendeckende Einführung: Das Konzept sei zu unscharf definiert, die Gemeinden und deren Bedürfnisse seien zu heterogen, und die gesetzliche Grundlage für eine kantonale Finanzierung des Angebots fehle.

Dieter Baur, Leiter Volksschulen des Kantons Basel-Stadt, bestätigt, dass die Integration vielerorts eine anhaltend grosse Herausforderung ist - und es auch bleiben dürfte. Die Behörden seien bereit, die Time-out-Forderung mit dem kantonalen Lehrerverband und weiteren Fachstellen vertieft zu prüfen. «Wir befürworten jedoch keine flächendeckenden, sondern schulbezogene Angebote. Nicht jeder Standort hat die gleichen Bedürfnisse.» Ähnlich klingt es in Bern. «Eine flächendeckende Lösung wäre für unseren heterogenen Kanton kein zielführender Weg», sagt Erwin Sommer, Leiter des kantonalen Volksschulamts.

Auf Skepsis stösst die Forderung auch bei Experten für den Umgang mit Verhaltensauffälligen. «Es besteht die Gefahr, dass jede Störung an die Schulinsel delegiert und aus dem Unterricht verdrängt wird. Diese Separation schwächt die Beziehung zur Klassenlehrperson und die schulische Integration langfristig», sagt Thomas Lustig, Dozent an der

Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik. Statt reaktiver Massnahmen sei es nachhaltiger, mithilfe der präventiven Arbeit der Heilpädagogen im Schulzimmer Störungen abzufedern. Dafür bräuchte es allerdings zusätzliche Ressourcen, so Lustig.

«Die Schulinsel ist nur eine kurzfristige Massnahme. Ziel ist es, das Kind so rasch wie möglich wieder in die Klasse zu integrieren, in der Regel im Verlauf eines Halbtages oder schneller», sagt Barbara Schwarz, Vorsitzende der Pädagogischen Kommission des ZLV. Luchswiesen-Schulleiter Jäggli bestätigt das: «Die Schulinsel trägt letztlich zu einer besseren Integration bei, weil Konflikte früh entschärft werden.»

Integration in der Schule

Eine Insel für Verhaltensauffällige, TA vom 30.10
Den wahren Preis akzeptieren, TA vom 31.10.

Tages-Anzeiger 3.11.2018, Leserbriefe

Tiefer liegende Probleme

Ob Lerninseln Sinn ergeben oder nicht, oder ob es eventuell gescheiter wäre, wenn diese Kinder in für sie sinnvollerer Umgebung gefördert würden, als zwangsintegriert zu werden, darüber lässt sich trefflich streiten. Dass aber als im Grunde sachfremdes Argument auch noch angegeben wird, dass damit der Burn-out-Problematik bei Lehrkräften entgegengetreten werden kann, ist schon sehr bedenklich. Was hat das eine mit dem anderen zu tun? Oder liegen die Probleme eventuell tiefer und sind struktureller Natur und können mit solchen Inselchen mehr verdeckt als gelöst werden?

Riccardo Bonfranchi, Wolfhausen

Reine Symptombekämpfung

Offensichtlich wird da munter weiter Symptombekämpfung betrieben, anstatt die Ursache zu beheben. Schade.

Erwin Müri, Feldmeilen

Ein widersprüchliches Vorhaben

Diese absurde Einrichtung von Lerninseln ist wohl der beste Beweis dafür, dass die Integration aller Kinder in Normalklassen gescheitert ist. Man will Integration, macht aber trotzdem Separation, will ruhiges Arbeiten für die Normalklasse, setzt dafür die schwierigen Kinder einem komplizierten System mit unklarer, spontaner Absonderung aus. Benötigt dort eine Lehrerin, welche aber gar nicht über den Förderbedarf der bei ihr anklopfenden Schülern im Bilde ist, mischt die Klassenstufen, wie es gerade kommt. Die Rückkehr zu den vorher bewährten Kleinklassen ist dringend.

Bruno Pfister, Pfäffikon SZ

Jetzt ist Handeln angesagt

Auf was für abstruse Ideen die Schulleiter in ihrer Verzweiflung kommen. Die zwangsweise aufgehobenen Kleinklassen fehlen an allen Ecken und Enden, deshalb hat man jetzt «Lerninseln» erfunden. Ein solcher temporärer Aufenthalt in einem für schwierige Kinder aller Klassen eines Schulhauses gemeinsam zu nutzenden Zimmer wird sich nicht bewähren. Es gibt ein Kommen und Gehen, viel Unruhe, dauernde Ablenkung, eine Lehrerin, die gar nicht allen Zugewiesenen gerecht werden kann, und ein System, das nichts mehr mit Integration zu tun hat. Was wir brauchen, sind wieder offizielle Kleinklassen. Denn wenn es heisst, eine «Insel-Lehrerin» könne gleichzeitig bis zu zehn Kinder betreuen, ist das doch nichts anderes als eine inoffizielle Kleinklasse. Jetzt müssen mutige Politiker und Schulpräsidien handeln. Die Rückkehr zu den Kleinklassen ist

dringend.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Erste Kantone buchstabieren zurück

Mit der Einführung des Lehrplans 21 wurde eben erst begonnen, und schon zeigt sich, dass gewisse Reformelemente wegen ihrer ideologischen Fundierung den Praxistest nicht bestehen werden. Die ersten Kantone haben bereits begonnen, Korrekturen vorzunehmen. Die «bestechende Idee» mit den Schulinseln dürfte die Rückkehr zur bewährten Kleinklasse einläuten, auch wenn das erst hinter vorgehaltener Hand gesagt werden darf. Es kann ja nicht sein, dass kein Geld für Schulreisen mehr da ist, weil man überall Lernlandschaften errichten muss.

Peter Aebersold, Zürich

«Nicht akzeptierbares Verhalten ist ein Problem des ganzen Schulhauses»

ZLV-Magazin 4/18, Sept. 2018

HfH-Professor Andrea Lanfranchi spricht im Interview mit dem ZLV-Magazin über verhaltensauffällige Schülerinnen und Schüler, über den Nutzen von Schulinseln und über die neue Methode Banking Time.

ZLV-Magazin: Oft beklagen sich Lehrpersonen, dass ihnen vor allem die verhaltensauffälligen Kinder Probleme bereiten. Was sagen Sie dazu?

Andrea Lanfranchi: Ich war früher selbst Lehrer und besuchte in den letzten dreissig Jahren sehr viele Klassen, zuerst als Schulpsychologe in der Stadt Zürich und dann im Rahmen der Praxisberatung meiner Studentinnen und Studenten. Vorweg möchte ich betonen: Lehrerinnen und Lehrer brauchen keinen Nachhilfeunterricht, sie brauchen Unterstützung und Entlastung. Und nun zu Ihrer Frage: Ja, es gibt Probleme mit dem Verhalten von Kindern in der Schule, es gibt aber auch evidenzbasierte Lösungsansätze.

[...]

Also soll ein problematisches Kind nicht ausgeschlossen werden?

Nein. In vielen Situationen sind wir in der Problemtrance und sehen Lösungen in der Versetzung des Kindes: Du musst weg, du bist nicht am richtigen Ort, du hast ADHS, du bist verhaltensgestört, du musst in die Sonderschule. Wie wäre es, wenn wir sagen: Wir werden alles in unserer Macht stehende tun, damit du in unserer Schule bleiben kannst. Das führt weg von der Problemtrance und hin zur Lösungstrance!

Inwieweit spielt der Unterrichtsstil eine Rolle, wenn es um Störungen geht?

Der Unterrichtsstil spielt eine sehr grosse Rolle. Ein gut strukturierter und der Klasse angepasster Unterricht verhindert einen Grossteil der Störungen. Es gibt Kinder, die aufmerksamer sind, wenn die Lehrperson vorne steht und klare Anweisungen gibt. Einfache und gut organisierte Arrangements sind zu bevorzugen. Kooperationsoffene Einzelarbeiten mit zu viele Freiheiten können manche Kinder verunsichern und zu Unruhe führen. Differenzieren und individualisieren sollten Lehrerinnen und Lehrer zwar schon, aber mit Mass. Ein Wochenplan, eine Werkstatt – das sind interessante Unterrichtsformen. Aber sie müssen sehr gut strukturiert sein. Sonst bleiben einige Kinder eher desorientiert zurück – und hier beginnen dann Unruhe und Störungen.

Auch Massnahmen der Einzelförderung sollten eher sparsam eingesetzt werden. Wenn die Kinder während des Unterrichts kommen und gehen, weil sie zur Logopädie, zur

Psychomotorik, zu DaZ und zu anderen Hilfen gehen, dann bringt das Unruhe in die Klasse und kann zu Störungen führen. Im Kanton Tessin beispielsweise gibt es wenn möglich nur eine Unterstützungsperson für alle Hilfen. Die Hilfestellungen sollten nicht allzu stark auf verschiedene Rollenträger fragmentiert werden.

Welche Rolle spielen die Eltern?

Lehrpersonen, die ihr Handwerk verstehen, erkennen die Probleme frühzeitig. Und sie handeln mit den Eltern zusammen. Sie lernen die Eltern kennen, bieten Kooperation an, sehen ins Familiensystem hinein. Es gibt Kinder, die aufgrund von familiären Problemen sehr belastet sind. Hier muss man sich reinknien, vielleicht sogar einmal die Familie zu Hause besuchen. Je nach Situation muss die Schulleitung einbezogen werden, oder ein unterstützender Dienst wie der SPD oder die Schulsozialarbeit, oder die Problembearbeitung wird an externe Fachpersonen delegiert, weil Kinderschutzmassnahmen eingeleitet werden müssen.

Schulinseln sind ein Modell, um mit Problemen in der Klasse umzugehen. Was halten Sie davon?

Wir haben vor sechs Jahren ein Buch verfasst mit dem Titel «Schulische Integration gelingt» – heute würde ich sagen «gelingt nicht immer», aber das nur nebenbei ...

In diesem Buch wird auch die erste Schulinsel besprochen – es ist die Schulinsel in der Schule Sarnen in Obwalden. Sie entstand vor zehn Jahren. Erst kürzlich habe ich mit der Rektorin Béa Sager gesprochen und sie erzählte mir, dass das Modell nach wie vor ein Erfolg sei. Das Ziel einer kurzfristigen Entlastung und Situationsberuhigung werde erreicht. Der Aufenthalt in der Schulinsel soll kurz sein, einige Stunden, vielleicht einige Tage. Wichtig ist, dass der Schüler oder die Schülerin gestärkt zurückkommt.

Wo sehen Sie die Schwachstellen von Schulinseln?

Es gibt ab und zu Lehrpersonen, die mit der Schulinsel drohen. Das bringt aber nichts, denn viele Kinder gehen gerne dorthin, auch freiwillig, beispielsweise um Stoff nachzuholen oder in den freien Stunden Schach zu spielen. Viele Schulen haben inzwischen das Sarnen Modell übernommen und vor Ort angepasst. Ein zentraler Punkt ist, dass die Konflikte dort gelöst werden müssen, wo sie entstanden sind, und das ist oft die Klasse. Das heisst: Eine Schulinsel löst nicht alle Probleme, bringt aber Entspannung und ermöglicht, dass die Lehrpersonen wieder handeln können. Aufgrund der Erfahrungen unterstütze ich das Modell der Schulinsel, obwohl es meines Wissens bisher noch nicht erforscht wurde.

[Mehr...](#)

Veranstaltungshinweise

Was ist Bildung? Von welcher Lebensschulung profitieren unsere Kinder

Vortragsreihe «Schule & Pädiatrie»

Mittwoch, 21. November 18.30 St. Gallen

Referent: Prof. Dr. Konrad Paul Liessman

[Mehr...](#)



VORTRAGSREIHE
«SCHULE & PÄDIATRIE»

Was ist Bildung? Von welcher Lebensschulung profitieren unsere Kinder?

MITTWOCH, 21. NOVEMBER, 18.30 – 20.30 UHR



Bildungspolitik auf dem Holzweg?

Mittwoch 21. November 2018, Horw, Aula Schulhaus Zentrum

Referenten: Prof. Dr. phil. Mario Andreotti und Charles Vincent Leiter Dienststelle Volksschulbildung Luzern

VORTRAG:

**BILDUNGS-
POLITIK
AUF DEM
HOLZWEG?**



Prof. Dr. phil.
Mario Andreotti
Buchautor und Dozent



Charles Vincent
Leiter Dienststelle
Volksschulbildung
Kanton Luzern

21. November 2018
18.00 Uhr
Aula Schulhaus
Zentrum

EINE VERANSTALTUNG DER CVP HORW

